



Tantalus.

Frühduftend hing das Obst, verlockend, rosenfarben
Zu seinem Mund herab, der nie die Frucht genoh.
Und seine brennendheissen Lippen mußt' er darben,
Derweil die kühle Flut des Quellses um ihn floß.

Aus seinen Augen brach verzehrendes Begehren.
Um den verzerrten Mund stand Wut und weißer Schaum.
Die Sonne brannte seinen Leib voll Blut und Schwären.
Wild schlug er um sich wie in ew'gem Fiebertraum.

Er fühlte heiße Eier scharf in die Seele schneiden,
Und nie erfüllte Sehnsucht war sein bitteres Teil —
Er war ganz Schmerz, ganz Fluch, ganz hoffnungsloses
Leiden

Und stand, verschmachtet stets — an einem Meer von Heil.
Godslieb Hermann.

Eine Milliarde für Menschen-
glück!

Von Erich Kuttner.

„Meine Herren, wer die Frage der allgemeinen Ab-
rüstung einmal sachlich und ernsthaft durchdenkt, bis in ihre
letzten Konsequenzen durchdenkt, der muß zu der Ueber-
zeugung kommen, daß sie unlösbar ist, solange die
Menschen Menschen und die Staaten Staaten
sind.“ So sprach in der Reichstagsitzung vom 30. März 1911
der deutsche Reichskanzler Bethmann Hollweg, und
der „Simplizismus“, damals noch ein Kampfbegriff für,
nicht wie heute gegen Menschheitsgedanken, verspottete
diese Worte trefflich, indem er einen Kannibalenhäuptling im
Rat seiner Wilden kriegsrühmend sagen ließ: „Solange Menschen
Menschen sind, werden Menschen Menschen fressen!“

Nach knappem sieben Jahren, mitten im Loben eines Welt-
krieges, gibt abermals ein deutscher Reichskanzler vor dem
Reichstag folgender Ueberzeugung Ausdruck:

Wie schon früher von uns erklärt wurde, ist der Gedanke einer
Abrüstungsbeschränkung durchaus diskutabel. Die Finanzlage sämt-
licher europäischer Staaten nach dem Kriege dürfte eine be-
friedigende Lösung den wirksamsten Vorschlag leisten.

Wir bedienen uns dieser Gegenüberstellung nicht, um
Herzling vor Bethmann zu preisen. Denn sicher hat 1911
Herzling wie damals Bethmann gedacht, und Bethmann sprach
1917 schon ähnlich wie heute Herzling. Unsere Gegenüber-
stellung soll nur bezeugen, mit welcher Wucht die Tatsachen
des Krieges dem Abrüstungsdenken Bahn gebrochen haben.

Die Abrüstung, vor dem Kriege außerhalb der Sozial-
demokratie und eines kleinen Häufchens bürgerlicher Pazifisten
als Utopie belächelt, gehört heute auch für die Regierung zu den
„durchaus diskutablen“, im günstigsten Sinne lösbaren
Frage. trotz des Weltkrieges — infolge des Welt-
krieges! Diese Tatsache schafft der sozialdemokratischen
Kulturpolitik eine ungeheure Zukunftsmöglich-
keit, namentlich, wenn man sie im Zusammenhang mit
einer zweiten betrachtet.

Die Sorge aller ernstlichen Politiker dreht sich neben der
Frage, wie den Zerstörungen des Weltkrieges baldigst Einhalt
gebieten werden kann, um den Wiederaufbau all dessen,
was der Krieg verwüstet und vernichtet hat. Und hier steht
alles daran die Heilung des aus tausend Wunden blutenden
Volkstörpers selber. In der Tat, die Menschenverluste
dieses Krieges sind so ungeheuer, daß ein einfaches Be-
achten der rein physischen Fortentwicklung eines
an sich gesunde Volk in Frage stellen kann. 1870/71 be-
trug unser Verlust an Toten im Heere 28000, heute schreibt
er sich siebenstellig. Hinzu kommt die allgemeine Minderung
der Geburtenziffer durch (bisher!) 3 1/2 Jahre, die Erhöhung
der Sterblichkeit, die Abnahme der Eheschließungen und
manches andere.

Dabei hat der Krieg gleichzeitig mit der ganzen Ein-
dringlichkeit seiner harten Tatsachenrede die Erkenntnis zu
Ehren gebracht, auf die sich die ganze sozialdemokratische
Lehre gründet, daß die Arbeit und allein die
Arbeit die Erzeugerin aller Werte und Güter ist. Wenn
wir von dem Fehlen der ausländischen Rohstoffe absehen,
was ist der Mangel und die Zerstörung aller Be-
darfsartikel bis hinunter zum Streichholz, Bindfaden
oder Nähnarn anders als diekehrseite davon, daß der
leistungsfähigste Teil der wertvollen Bevölkerung seit
3 1/2 Jahren seiert?!

Deshalb wird auch die Hebung unserer Produktion nach
dem Kriege, unseres Exporthandels usw. anzufangen haben
mit der Wiederkräftigung des Volkstörpers. Das Bevölke-
rungsproblem ist das Zentralproblem der ge-
samten Nachkriegswirtschaft.

Uns Sozialdemokrat ist Bevölkerungsproblem
nichts Neues. Wir sind vor dem Kriege fast ihre einzigen
konsequenter Verfechter gewesen. Wir haben den Satz ver-
treten, daß jede für Volksgesundheit und Volkserhaltung
ausgegebenen Mark die rentabelste Ausgabe ist, die
sich höher verzinst als das lukrativste Industrieunter-
nehmen. Wir haben vorgerechnet, wie hoch ein kranker, in-
valid oder früh sterbender Mensch die Gesamtwirtschaft
schon belastet, und welche verhältnismäßig geringer Summen es oft
bedarf, um denselben Menschen zu einem schaffenden und wert-
erzeugenden Aktivposten der Volkswirtschaft umzugestalten.

Meist haben wir tauben Ohren gepredigt. Wie lächerlich
gering nehmen sich heute — an den Milliardenausgaben des
Krieges gemessen — die einst von uns für bevölkerungs-
politische Zwecke geforderten Summen aus, über die aber
gleichwohl alle Finanzminister aufstreichten, als habe man
den Bankrott des Reichs verlangt, und wegen derer
unsere Gegner uns verdächtigen, wir trieben „reine Demon-
strationspolitik!“ Wird man heute überhaupt noch glauben
wollen, daß im Jahre 1910 die großzügige, von uns gefor-
derte reichsgesellschaftliche Geburtshilfe nebst zwölf-
wöchiger Stillgeldgewährung abgelehnt
wurde, weil beides zusammen jährlich 72 Millionen
Mark erfordert hätte (die nicht einmal das Reich, sondern
Arbeitgeber und -nehmer zu tragen gehabt hätten!), d. h.
noch nicht einmal die Kosten eines einzigen
Tages Krieg! Diese Forderung bildete nur einen Teil
des gewaltigen Reformprogramms, das die Sozialdemokratie
damals zur Reichsversicherungsordnung aufge-
stellt hatte, und das, um nur einiges herauszugreifen, den
Versicherten bei Krankheit und Unfall den vollen ent-
gangenen Arbeitsverdienst, den Hinterbliebenen
der Unfallgetöteten ein Drittel, den Hinterbliebenen
sonstiger Versicherten ein Fünftel des Arbeitsver-
dienstes ihrer Ernährer sichern wollte. Dieses
großartige Reformwerk, das hier im einzelnen nicht dargestellt
werden kann, glaubte aber der Staatssekretär der Finanzen
allein damit widerlegen zu können, daß er vorrechnete, seine
Durchführung würde ein Mehr von etwa sieben-
hundert Millionen Mark im Jahr erfordern, —
heute würden wir sagen: die Kosten einer Woche
Krieg!

Woran lag diese armselige Auktorität bei Summen, an
denen doch das Glück und die Gesundheit von Millionen hing?
— Sie kam daher, daß die Rüstungsausgaben fast
den ganzen Etat des Reiches ausfüllten. Von 300 Millionen
Mark im ersten Staatjahre des Reiches waren sie auf nahezu
zwei Milliarden vor Kriegsbeginn angewachsen. Neben diesem
Ausgabenloß spielten die anderen Ausgaben kaum eine
Rolle, nicht nur alle neueingeführten Steuern wurden von
ihm aufgefangen, nein auch das einjährige Vermögen des Reiches
hatten die Rüstungsausgaben verschlungen und an seine Stelle
eine schwere Schuldenlast gesetzt.

Jetzt hat eine deutsche Regierung das Wort „Abrüstung“
ausgesprochen. Wir müssen von den zwei Milliarden Rüstungs-
ausgaben jährlich herunter. Was aber soll an ihre Stelle
treten? Mindestens eine dieser zwei Milliarden müßte
jährlich für Zwecke der Bevölkerungspolitik, für
Gesundheit, Kräftigung und Hebung des Volkes ausgegeben
werden.

Die Summe ist eigentlich noch klein im Verhältnis zu
ihrem Zweck. Denn die Bevölkerungspolitik muß nach dem
Kriege überall stehen: am Bett der Schwangeren und an der
Wiege des Säuglings, bei dem spielenden Kind, bei dem heran-
wachsenden Jungblut, bei dem arbeitenden Mann und der
sorgenden Frau. Sie hat lust- und lichtlose Militärlasernen
wie ländliche Wohnbaracken niederzureißen, um trauliche
Heimstätten an ihre Stelle zu setzen, sie hat die Steinwüste
der Städte mit grünen Oasen zu durchsetzen. Sie muß in die
Berkstätten und Fabriken dringen, den vergifteten Staub
lehren und die Maschinen anhalten, wenn sie den arbeitenden
Menschen umzubringen drohen. Jeder Witwe und jeder Waise
hat sie beizupringen, dem Invaliden auf die Beine zu helfen
und dem Krüppel eine Stütze zu bieten. Heimstätten und
Krankenhäuser statt Kasernen, Ferienreisen für Proletarier-
kinder statt Dreadnoughts, Rika für Säuglinge statt Kanonen,
Schutz der ledigen Mütter statt Siegesfeiern, das verflechten
wir unter den beiden Worten: Abrüstung und Bevölkerungs-
politik.

Ja wirklich, die eine Milliarde im Jahre wird nicht
reichen. Aber seien wir bescheiden für den Anfang, fordern
wir als Frucht der Abrüstung zunächst nur diese eine
Kulturmilliarde, diese eine Milliarde für Glück,
Gesundheit und Wachstum der Bevölkerung. Sagen
wir uns dabei immer wieder: sie ist da, sie ist leibhaftig vor-
handen, wenn nur die Abrüstung zur Tat wird.
Und sagen wir denen, welche die Kraft eines Volkes nur in
seinen Kanonen und Panzerschiffen erblicken, daß wir zum
wahren Brunnen der Volkskraft hinabsteigen, zu
jener lebendigen Kraft, die unverwundlich und unausrotbar
ist, wenn man sie pflegt anstatt sie zu verschleudern. Unser Weg
bedeutet zugleich das Glück des einzelnen wie die
Zukunft des Volkes, von der ein altes tiefes Wort
sagt: sie ruhe nicht in den Schwertern der Männer, sondern
in den Schößen der Mütter.

Adalbert Stifter.

Von Franz Diederich.

Im Flachlande des südlichen Böhmens ist er geboren, sein
Leben ist innerhalb der schwarzen Grenzpfähle verlaufen und
auch sein Dichten hat sich treulich fast ganz an die österreichische
Heimat gehalten. Aber welcher österreichische Poet ist so schnell wie
er durch ganz Deutschland gedrungen? Er hat es wirklich zur Volks-
stimmlichkeit gebracht, und als vor nunmehr zwanzig Jahren die
dreißigjährige Schutzfrist abgelaufen war, machten sich alsbald Ver-
leger und Zeitungen über seine Erzählungen her, und diese Lust,
ihn nachzudrucken, ist geblieben bis zum heutigen Tage, an dem
fünfzig Jahre seit seinem Tode verstrichen sind.
Wie das kommen konnte? Er ist als Dichter keineswegs ein Gewaltiger
vor dem Herrn, aber sein dichterisches Ansehen ist voll Fremdbillichkeit,
voll Gesundheit, voll Genieglut, und dieses Wesen hat zugleich
auch wieder so viel bescheidenes Selbstbeschränken. Nichts Titani-

ches ist an ihm, nicht einmal ein Empfinden für das Titanische.
Die großdenkenden Stürmer und Gräbler seinerzeit begreift er nicht,
er setzt sich sogar prinzipiell gegen sie. Er ist im Grund ein zu-
friedener Mensch, der dem Glaubenssatz kuldiert und ihm auch wirk-
lich nachlebt: daß man aus der kleinsten Blüte Honig saugen könne.
Also seine Zufriedenheit ist kein entartetes lächelndes Verzicht auf
Lebensfreude, sondern will im Gegenteil überall auf das Glück im
Erkennen, Freien und Verteidigen des Schönen hinaus. Er will
menschliche Klarheit und Vollkommenheit um sich sehen und würdigt
alles unter dem Gesichtswinkel einer Stillschlichkeit, die ihm durch
ewiges Weltgesetz festgelegt erscheint und zum Kern einer ehelichen
Religiosität wird. „Verwunderung des Schönen, verbunden mit
einem heiteren, gelassenen Streben halte ich für groß; mächtige
Bewegungen des Gemüts, furchtbar einherrollender Jörn, ein ein-
zündeter Geist, der nach Tätigkeit strebt, unruhig, ändert, zerflört
und in der Erregung oft das eigene Leben hinwirft, halte ich nicht für
groß, sondern kleiner, da diese Dinge so gut nur Hervorbringungen
einzeln und einseitiger Kräfte sind wie Stürme, Erdbeben, feuerpeinende Berge.“
Wir wollen das sanfte Gesetz zu erblicken suchen, wodurch das menschliche
Leben geleitet wird.“ So heißt es im Vorwort zu den „Dünen Steinen“,
und aus diesen Zügen wird die große Volksstimmlichkeit erklärlich,
die er zu Lebzeiten genoh: er war der Typus des zufriedenen gebildeten
Kleinbürgers der vor- und nachmärzlichen Zeit. Er ist nicht ein
Vahnschreier des Neuen, er ist ein Nachhall und Ausklang des Ver-
gangenen. Klassik und Romantik zittern in sein Bedürfnis, zu ver-
ehren, und in sein Schaffen hinein. Er ist ein Teil jener geistigen
Unterstützung in den breiteren bürgerlichen Schichten, die die
großen geistigen Bewegungen erst zu empfinden begannen, als sie
geschichtlich bereits vorübergerauscht waren und nur noch traditionell
ins Leben herüberwirkten.

Der deutsche Kleinbürger des vergangenen Jahrhunderts hat
keine eigene, hervorstechende geistige Bedeutung; er hält am
„guten Alten“ fest und mischt die Elemente dieses „guten Alten“
zusammen, daß ein Elziger herauskommt, wie er's für sein konser-
vativ ruhiges Gemüt braucht. So lebt in Stifiers Poesie der
alte Schweizer Jöhlenchwärmer und der naturfromme Rikehüttler
Antmann Brodes, der Dichter des vielbändigen „Irdischen Ver-
gnügens in Gott“, und Jean Paul, der postlukasegemächtige
Menschenfreund und Naturempfinder, lebt darin, und von
allem, was in Klassik und Romantik nicht däßter und
himmlisflürend war, hat er sein Teilchen Leben. So
kommt es, daß er, der die kleine Wirklichkeit der Welt so
gut zu sehen und künstlerisch zu würdigen und festzuhalten mußte,
romantische und realistische Jüge so innig in sich mischt, daß man
ihn weder einen Romantiker noch einen Realisten nennen kann. Er
wachte sicher viel vom Menschen und hat Weisheit gegeben, daß er
von Seelenferne etwas verstand, aber er war doch vor allem
der Dichter der Natur, in dessen Wesen der Mensch selber hinter-
dem, was er um sich her so scharf und farblich sah, schemenhaft
zurücktrat. Er hat die Natur mit den Augen Ludwig Richters,
des lieben Pales und Zeichners der deutschen Kleinbürger-
lichen Welt, geliebt, stand als Poet um ein beträchtliches
Stück über seinem dortgeschickelten Zeitgenossen Verhold Auerbach,
aber selber ihn selbst geht dann die Entwicklung der Literatur,
den Menschen in der Natur erwerbend, weiter und sie reißt — fähig-
bar auch durch den Einfluß Stifierschen Schaffens — Dichter wie
Storm und Mosogger. Das grobe dichterische Wollen und Stürmen,
das neben dieser Linie die Zeit betragte, hat Stifter nicht in seinen
Kreis gezogen; es stieß ihn ab, ihn, dessen Leben auch keinen
jungen Sturm und Drang kannte. Ein Wort von ihm lautet: „Ein
Mann, der Gefühl hat, ist fast genug, nicht in das, wo er die
Schönheit Gottes und der Welt darstellen will, seine Ansichten über
den Vollverein einzumischen.“ Die Schriftsteller vom Jungen
Deutschland der dreißiger Jahre, die Gutzkow und Raabe, mißachten
solchermaßen absichtlich politische Erwägungen in ihre Romane. Dem
wildem zügellosen Jungen Deutschland aber war Stifter von ganzer
Seele abgeneigt, und so hat er nach dem Märzjahr auch für den Dichter
der Kleinbürgerlichen Lebensart, für Friedrich Hebbels glanzvolle
Wiese. An Stifiers Haltung kann man geradezu lernen, weshalb jene
Zeit der fünfziger und sechziger Jahre einen Hebel bei Seite liegen ließ.
Stifter steht immer ruhig ausgehend zwischen den Extremen; er
lehnt hier den gefühllos-katholischen Amaranth-Dichter
Redwitz und ebenso die verwackelte Volksstimmlichkeit ab, und ver-
wirft dort den trockenen bürgerlichen Realisten Freytag, der ihm zu
sehr Techniker und zu wenig Poet war und dessen Roman „Soll und
Haben“ ihm als „Leibbibliothekstutter“ galt. Der Kleinbürgerliche
Dichter forderte Gefühl, aber er lehnte jede Ueberschwenglichkeit —
er spricht von pausbäckiger Poesie — unerbittlich ab: er mochte
weder Heideck noch einfallt leiden, und dazu und zu seinem Klein-
bürgerlichen Stillschleierideal insbesondere stimmt denn auch, daß er
wohl die Antike, aber nicht deren Kadheit liebte.

So war er auch den politischen Ereignissen seiner Zeit gegen-
über gestimmt. Vom prinzipiellen Liberalismus der vormärzlichen
Zeit wollte er nichts wissen; der war ihm zu einseitig und ober-
flächlich, und er stellte sich auf die Seite derer, die diesen vormärz-
lichen Liberalismus für die achtundvierziger Revolution, die ihnen
gar nicht nach Geismad war, verantwortlicher machten und aus dem
Scheitern der Revolution nichts als eine erbärmliche Dämmerung jener
Richtung entnahmen. Er beteiligte sich nicht offen an der
politischen Bewegung, aber das bedeutete nicht, daß er
mit dem Gandel des herrschenden Systems absolut
einverstanden gewesen wäre. Er tadelte, aber nicht öffentlich, und
wiederum stellte er sich andererseits gegen den proletarischen Schreden,
der ihn vor der Möglichkeit eines herabstürzenden „andern Human-
zuges“ bangen ließ. Er war vom Schläge des honesten Bürger-
der oppositionelle Gefühl heüt, aber in den Bürgerwehrgesell-
schäften und vor der ankündenden Konterrevolution die Stimme
präsenkt. Wer wie Stifter so sehr aus künstlerischem Prinzip
gegen alles Laute, Grobe, Leidenschaftliche protestierte, konnte
freilich auch kein Verständnis haben für die geschichtliche

Bedeutung. Me in der revolutionären Willkür verlebender Proletarier und verlebender Kleinbürger zude. Solche Leute sehen eben nur eine kulturlose Masse und bangen um die geheiligte Kulturordnung, die in ihrem Hirne spukte. Sie hatten kein Talent zur politischen Tätigkeit, und wo sie sich schon einmal aufs politische Gebiet wagten, erstickten sie nicht als Piazzi nach Augen und Lebensüberbitterung nach innen. Es war ganz logisch, daß diese verängsteten, idealgestimmten Elemente sich der Aufgabe der Volkserziehung zuwandten. So eben auch Adalbert Stifter. Man gab ihm — denn populäre Namen brauchte man — ein staatliches Amt. Die Stelle als Gymnasialdirektor für Wien und Unterösterreich wurde ihm von obenher angetragen; er dankte, erklärte aber, die Inspektion der Volksschulen sei ihm lieber, und der Wunsch wurde ihm denn auch nach eifrigem Jögern erfüllt: (1850). Er nahm seine Sache sehr ernst. Ein paar Sätze beweisen das. Er schrieb 1849 in einem Briefe: „Jetzt nimmt man allerlei Anläufe, aber das oberste Prinzip steht noch nirgends fest, daß nämlich Erziehung die erste und heiligste Pflicht des Staates ist, denn darum haben wir ja den Staat, daß wir in ihm Menschen seien, und darum muß er uns zu Menschen machen, daß er Staatsbürger habe, und ein Staat sei keine Strafanstalt, in der man immer Kanonen braucht, daß die wilden Tiere nicht losbrechen.“ Und dann ein anderes Wort: „Die Natur erzieht und bildet den Menschen nicht durch Maßregeln, und wenn der Staat Menschen erziehen will, so kann er es auch nicht durch Maßregeln, sondern nur durch Menschen, die schon etwas sind; dann muß er sie aber auch etwas gelten lassen.“ Der gute Stifter aber, der dem Mebel so ehrlich zu Leibe wollte, erlebte das grade Gegenteil. Das Glend der Landkulturfürer, das er so treulich geschuldet hat, blieb; in einem fruchtlosen Arbeiten vergeudete sich seine Kraft. Zummigkeit, Engbergigkeit und Kleberei schwammen oben auf. Ein Lebensbuch, das Stifter geschaffen, wurde, weil es nicht in katolischen Kreisen geschrieben sei (Stifter war katholisch), ministeriell beseitigt. Grillparzer prägte das Epigramm:

Hör ihr Leute, laßt euch sagen:
Der Kultus hat den Unterricht erschlagen!

Und Stifter seufzte 1859: „Freiheit von amtlicher Zwangsarbeit wäre mir das ersehnteste Labsal; Zwangsarbeit aber nenne ich es, wenn ich klar Wahres verkünden, dem Gegenteil mich schweigend fügen und es fördern muß.“ Er ertrug diesen Zustand freilich immer noch jahrelang; ein getreuer Untertan blieb er, und zum Politiker, der eine offene Tat wagte, machte ihn auch die Zwangslage nicht. Auch das gehört zum Wilde dieses Mannes, der für das gesellschaftliche Weiden der gesellschaftlichen Geminnisse, die sich zwischen Ideal und Wirklichkeit drängten, so gänzlich blind war. Diese gesellschaftlichen Verhältnisse entgingen seinem Auge, weil er den Blick von der Masse der unvollkommenen Menschen um sich her abwandte und ehrfurchts- und schamfurchtsvoll nur auf ein paar „einzelnstehende große und gute Menschen“ einstellte.

Und hier ist auch der Schlüssel zu einer wichtigen Seite seiner Dichtungen — der Erzählungen und Romane — gefunden: er liebte die Natur, deren begnadeter Dichter er war, und er sah in ihr die Menschen nicht als Gesellschaftswesen, sondern als Naturwesen. Er sagte einmal, er wende sich an einfache Leute, weil sie der Natur näher stünden. Dieses Wort verrät eben, was er im Menschen dichterisch suchte und gehalten wollte. In seinen besten Arbeiten wachsen die Menschen, denen die größte Liebe seiner Arbeit gilt, wie die schönsten Blumen inmitten der wildigen und heidigen Welt. Man denkt an Waldbilder von Schwind, an denen auch eine Genoveva, ein Einsiedler zum Erzeugnis der Wald- und Felslandschaft wird, die sie umgibt. Heibel, der von Stifter gesagt hat, „er möchte sich an Liebsten in ein Verhöhnert verkleiden“, hat ein Epigramm geschrieben: „Die alten Naturdichter und die neuen“; es lautet:

Wißt ihr, warum euch die Käfer, die Butterblumen so glänzen?
Weil ihr die Menschen nicht kennt, weil ihr die Sterne nicht seht!
Schautet ihr tief in die Herzen, wie könntet ihr schwärmen für Käfer?
Schaut ihr das Sonnenlicht, sagt doch, was war' euch ein Strauß?
Aber das mußte so sein; damit ihr das Kleine vortrefflich
Liefertet, hat die Natur euch das Große entrückt.“

Die Zeitmaschine.

Von Friedrich Karinthh.

Aus dem Ungarischen von Stefan J. Klein.

H. S. Wells ausgezeichnete Entdeckung, die Zeitmaschine, hielt vor dem Hause an. Rasch sprang ich in den Wagen und schaltete den Motor nach rückwärts ein. Die Räder setzten sich furchend in Bewegung; die Luftschraube begann sich mit toller Geschwindigkeit zu drehen. Wir verharrten auf einem Platz, doch mußte ich, daß wir reisen: die zeitweisende Uhr klickte heftig, Stunden und Tage liefen in einigen Augenblicken den Kreis ab: in einer Minute zeigte der Jahreszeiger 1916, in der nächsten 1915. Noch eine Windung des Steuerrades . . . 1914 . . . Oktober . . . September . . . August . . . Juli . . . 28 . . . 26 . . . 24 . . . stopp! Wir sind an Ort und Stelle. Ein Reagenz, die Maschine blieb stehen.

Ich sprang aus dem Wagen und blickte mich um. Wir standen auf der gleichen Stelle wie vorher — doch welche Veränderung! Auf der Ringstraße brennen gleißend die Vogenlampen, halbleere Trams saulen dahin. Aus dem Fenster eines Cafés schaute mich neugierig ein Herr in Flanellanzug an: vor ihm auf dem Tisch eine Tasse Kaffee mit Sahne, zwei Koffeebecken und ein Stück Kuchen — wer erinnert sich noch an Kuchen?

Für einen Augenblick ward ich von dem Schwall der auf mich niederstürzenden Erinnerungen betäubt — doch fiel mir dann ein, daß ich in dieses vergangene Reich der Zeit nicht gekommen sei, um zu träumen. Ich habe hier eine wichtige und dringende Angelegenheit zu erledigen und muß in einer Stunde zurückfahren, denn ich bekam die Maschine bloß bis sechs geliehen.

An die Arbeit also, rasch! Keine Minute vertrödeln; jetzt heißt es tüchtig das Gehirn einspannen: wo mag jener Herr sein, den ich suche? Daheim schwerlich; es ist halb fünf — vor vier Jahren pflegte ich um diese Zeit im Café Paris zu sitzen, hinten in einer Loge.

Ich sprang auf die Tram und stieg in einigen Minuten aus. Meine Ahnung trott mich nicht: ich erkannte mich bereits durchs Fenster. Ich sah auf meinem Stammpfah: mein Haar ist etwas dichter und mein Gesicht um zehn Jahre jünger. Ich schrieb gerade etwas.

Neuend stürzte ich hinein und setzte mich, mir gegenüber, an den Tisch.

Ich aus dem Jahre 1918: Servus! Bitte, wundere Dich nicht lange, ich habe wenig Zeit. Muß mit Dir dringend sprechen.

Das ging auch auf Stifter, und Stifter selbst sagte in seinem breiten Romanwerk „Nachsommer“ sein Programm in die Worte: „Das Große ist mir klein, das Kleine ist mir groß.“ So aber ist es wirklich: seine Ausflüge auf das Gebiet des geschichtlichen Romans, die ins Große gehen sollten, sind künstlerisch nur klein geblieben. Die kleiner gefassten Erzählungen, die man als „Studien“ (1840) und „Bunte Steine“ kennt, enthalten aber jene Stücke, die des Dichters ausdauernde Kunst verkörpern. Sie sind die Form, in der der ganze Mensch Stifter mit seiner schreibensfrohen Naturerleuchtung aufgehen konnte, und die eben deshalb auch heute noch wirken. Menschliche Echtheit ist der Magnet, der aus ihnen wirkt. Stifters Ziel war: „guten Menschen eine gute Stunde zu bereiten.“ Wer sucht sich nicht nach solchen Stunden in unseres Lebens Wirbeln, tosender Unrast? Wir finden sie draußen vor den Stadtgrenzen in Feld und Wald. Nun, und auch Stifter, der Dichter seiner böhmischen Waldheimat, fährt und hmeil in diese grüne, heimliche reiche Welt, die so viel Genesungskräfte in sich birgt. Und wieder einmal mehr, als heute möglich ist, sie an uns erweisen wird.

Volkstheater: Kleists „Hermannschlacht“.

Keines seiner Dramen sah Heinrich von Kleist auf einer Bühne; auch nicht „Die Hermannschlacht“. Erst 67 Jahre nach Entstehung wurde dies Werk aufgeführt. Außer damals doch sehr schwer überwindbaren Aufführungsschwierigkeiten technischer Art hatte man noch schwererwiegende Bedenken wegen politischer Anspielungen auf historische Vorgänge der Zeit nach dem unglücklich verlaufenen Feldzuge von 1806/7. Denn Kleist hat in einzelnen Järsen Alt-Germaniens die Uneinigkeit aus egoistischen Beweggründen, ja selbst ein Beispiel erbärmlichster Verräterei an der deutschen Volkssache mit schärfer Worten gezeichnet. Eins ist sicher: Der heutige Kriem der Sprache, der glühende Haß gegen alles, was Kurrpator heißt, und der hinterreichende Patriotismus machen das Charakter-Drama über seine Zeit hinaus lebensfähig. Die Wiederaufführung in der Volkstheater zeugte davon.

Freilich: Mag Reinhardt steht dahinter. Das besagen wir, daß Kleists gewaltige Dichtung im Geiste ihres genialen Schöpfers mit dem Hauch der Modernität erfüllt wurde. Selbstverständlich erschauen wir da Bilder einer meisterhaften Regiekunst im Kleinen und Großen, wie beispielsweise die Kolliszenen. Gleichfalls bewundernswert ist das Tempo und der Rhythmus, in denen sich die Handlung entrollt. Aber was uns als das Wertwürdigste erscheint: alle „Reinigerer“, alle hohle Deklamation, aller verlogene Idealisierungs-Strömstrom ist gründlich abgetan. Vielleicht zum ersten Male sehen wir eine Germanin, Thudneida, ohne die traditionelle bis beinahe auf die Füße herabfallende strogelbe Haarnähne poltheatermäßiger Heroinen.

Und Auguste Pankósdny zeigt sich so. Ihr Auftreten befreitend zunächst. Ihr Wesen hat sie von der wildherzigen Weibnatur in „Woh dem, der lügt“ auf die Thudneida übertragen. Sie wirkt am stärksten allemal da wo sie nur rassenweiblichen Instinkt und unbändige Leidenschaft äußern darf. Prächtig war die Rederei im zweiten Akt. Mehrfach aber vergriff sie sich. Nicht genug, daß ihr ungarisches Naturell und auch der ungarische Akzent ziemlich weit weg vom Oberdeutschen führen. Wenn sie da im Schlußakt weinend und lamentierend um das Leben des Ventidius und Cassius bettelt, so wirkt das recht unpsychologisch. Wäre Wort und Spiel mehr auf warmherzig abkämpelnde Zurückhaltung abgetönt, so würde das viel treffender zeichnen. Bruno Decarli war ein guter German; er charakterisierte aus der jeweiligen Situation heraus in Gebärde und Sprechweise. Noch einige vortrefflich gelungene Gestalten waren Ventidius (Ernst Deutsch), Quintillus Varus (v. Winterstein), Marobd (Diegelmann), Theuthold (Berner Krauß). Die Vertreterin der Altraune aber gab eine theaterübliche Hege, Zigarmerin oder dergleichen. Ueberhaupt wird so mancher Mißklang erst noch zu beseitigen, so manche dichterische Feinheit erst noch herauszuholen sein. Ueber die krasse Szene, wo Thudneida den Ventidius herlos durch die wildungrige

Bärin greifen läßt, kommt das Gefühl nicht ohne abwehrende Auflehnung hindurch. Man muß die Szene nehmen, wie sie gegeben ist. Sie bleibt ein peinlicher Skalleffekt. Daran kann keine Regie etwas ändern.

Sprache und Kultur der Weißrussen.

Die Räteregierung Rußlands hat auch den Weißrussen ausdrücklich das Selbstbestimmungsrecht verliehen. Die weißrussische Sprache, die sich vom Großrussischen in ähnlichem Verhältnis unterscheidet wie das Dänische vom Schwedischen, nimmt gewissermaßen eine Mittellage zwischen dem Ukrainischen und dem Großrussischen ein, nähert sich aber mehr dem letzteren. Die weißrussische Sprache war Amtssprache in Litauen während der Regierung des Großfürsten Digerd (1344—1377) und blieb es auch nach der Errichtung der polnisch-litauischen Union bis zu Stephan Bathori (1576—1586). In weißrussischer Sprache wurden die Gesetzbücher Litauens, die sogenannten „Statuten“, herausgegeben. Die Verührung mit Polen war jedoch für die kulturelle Entwicklung der weißrussischen Nation verhängnisvoll. Die Volksmassen der Weißrussen bewahrten wohl ihre eigenartigen Sitten und Gebräuche; ihre Sprache aber und ihre mündlich überlieferten Lieder und Nären verfielen, namentlich bei den höheren Klassen, der Polonisierung. Als die Weißrussen dann unter russische Herrschaft kamen, waren sie wieder der Russifizierung ausgesetzt. Die vom Ende des 16. und vom Anfang des 17. Jahrhunderts stammende weißrussische Literatur wurde von der russischen Regierung verboten. Sogar Bebelbuch und Katechismus durften in der weißrussischen Sprache nicht mehr erscheinen. So wurde zum Beispiel der volkstümliche Dichter Franz Bofuszewicz gezwungen, seine Gedichtsammlung, darunter auch die beliebteste, den „Weißrussischen Dufelsack“, im Auslande zu verlegen; von hier aus wurden die Dichtungen nach Weißrußland eingeschmuggelt. Erst als im Jahre 1902 in Petersburg zur Vorbereitung der weißrussischen nationalen Wiedergeburt die „Weißrussische Volkshilfs-Gesellschaft“ gegründet wurde, begann das gedruckte Wort seine Wirkung in Weißrußland auszuüben.

Im Jahre 1903 bildete sich bereits der „Weißrussische sozialistische Bund“ als erste weißrussische revolutionäre Organisation, die schon damals u. a. die kulturelle Autonomie für Weißrußland verlangte. Während der ersten russischen Revolution vom Jahre 1905 bildete sich der „Weißrussische Bauernbund“, der bereits von der ersten Reichsbund die Selbstbestimmungsrechte forderte. Im Jahre 1908 begann die erste in lateinischen und russischen Lettern gedruckte, zugleich erlaubte weißrussische Zeitung „Kafja Dola“ („Unser Los“) in Wilna zu erscheinen; ihr folgte bald die Zeitung „Kafja Riva“ („Unser Ackerfeld“). 1906 wurde in Petersburg auch ein weißrussischer Volksverlag gegründet, der eine Reihe kleiner Zeitschriften herausgab. Trotz der unterdessen eingetretenen Reaktion organisierten sich die weißrussischen Volkshilfslehrer in einem „Weißrussischen Lehrerverband“. Und es wurde eine Reihe „halblegaler“ Privatschulen mit weißrussischer Unterrichtssprache gegründet. Trotz der starken Verrückungsversuche schritt die weißrussische Kulturbewegung immer kräftiger vorwärts. Es traten in der weißrussischen Literatur immer neue Kräfte in den Vordergrund, von denen besonders die talentvollen Volksdichter Jakob Kolas, ein Volkshilfslehrer, und Janja Kupala, ein einfacher Arbeiter, zu nennen sind. Ende 1916 verlangten die Weißrussen, daß ihnen gestattet werde, in Witebsk eine eigene Universität zu gründen.

Die Juden in Lettland. In dem Aufsatz „Letland“ von Rigenis (Nr. 1 des „Sonntag“) werden wir durch verschiedene Zuschriften darauf aufmerksam gemacht, daß der von der Statistik als „analphabete“ bezeichnete Teil der jüdischen Bevölkerung gleichfalls lesen und schreiben kann, nämlich in hebräischen Lettern.

Notizen.

— Deutsches Opernhaus. Meyerbeers „Hugenotten“ werden nächsten Dienstag, abends 6½ Uhr, in neuer Einrichtung erstmals aufgeführt.

— Der heilige Antonius auf Reisen. Zum Schutze vor den Pilgergefahren sind die Reliquien des heiligen Antonius aus Padua nach Rom überführt worden.

— Zurriedenheit. Eine neue Bestimmung dieses Begriffs spendet Ernst Morawitz in der neuesten Münchener „Jugend“, nämlich: Zufriedenheit ist der Verdauungszustand einer Bestie.

Ich a. d. J. 1918 (Im Fieber): Kaufe Fett, zehn Kilo, wenn nicht mehr, und hebe es auf! Kaufe Leder! Kaufe Zwirn! Kaufe Seife! Kauf, was Du willst, aber kauf! Kaufe Gummiarabikum! Kaufe Eisenschwarz!

Ich a. d. J. 1914 (Besremdet): Wist Du verrückt geworden? Woh mich in Ruhe!

Ich a. d. J. 1918 (Den Tränen nahe): O, Du Fiel! Willst Du mich denn nicht verstehen?! Kaufe Bohnen! Kaufe Zitronen! Kaufe Guseisenmägell!

Ich a. d. J. 1914 (Wärend): Aber jetzt scher Dich schon wirklich zum Teufel und laß mich arbeiten! (Nimmt die Feder in die Hand.)

Ich a. d. J. 1918 (Vergewissert, ihm das Papier unter der Hand fortzuehen): Unglücklicher, willst Du mich zugrunde richten?! Beschreibe wenigstens dieses Papier nicht, sondern lege es beiseite, hebe es rein auf, — Du wirst damit, beziehungsweise ich werde damit im Jahre 1918 mehr verdienen, als Du jetzt für das Krofi bekommen wirst!

Ich a. d. J. 1914 (Wärend): Ich empfehle mich! (Bückt von seinem Sitz auf und stürzt aus dem Café.)

Ich a. d. J. 1918 (Entsetzt): Nun gut, Du Schuft! Hast Dich ja niemals um mich gekümmert! Ich kehre ins Jahr 1918 zurück — als armer Mann.

Parabel.

Der eine hieß Bauer, der andere hieß Bed — Sie jagten zu allem: „s hat ja doch keinen Jwed!“ „Wozu sich ereifern!“ belehrte mich Bauer, „Was Sinn und Bestand hat, ist niemals von Dauer. Zehn Meißer mögen ein Wert Dir schweihen, Ein Fel genügt, um es niederzureißen. Denn nur um volle Krippen und Kaufen Dreht sich die Welt und der große Haufen.“

„Ein Narr mag sich plagen!“ verhöhnte mich Bed. „Du predigst den Taugen, Du kommst nicht vom Fied und wirft mit all Deinem Gräbeln und Plennen Wohl auch kein Foch in den Himmel brennen. — Sieh den betrunkenen Fuhrmann dort! Die Fägel schleifen — so geht es fort. Das blinde Schicksal hockt auf dem Bod. Wohin die Fahrt? Ueber Stein und Stoß. Vielleicht in den Graben, vielleicht über Leichen; Am End liegt er selbst unter Hüfen und Speichen. Das ist ein Wild von der Weltten Lauf.“

Ich hatte kaum das Gefühl entdeckt, So lief ich und hielt die Kofse auf Und habe den trunkenen Deuler gewedt.